

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Die schlafende Liebe
Autor: Münzer, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Morgenandacht

Ich spüre leis den Tag die Seele streifen.
Von ahnungsbangem Dämmertraumestrug
Ein letzter, halbverblaßter, zager Flug!

Erobrungsfroh ins Leben voll zu greifen,
Spring ich empor, daß alles Trübe,
Das in mir liegt, sich von der Seele hübe.

Da schwingt ein Glöcklein irgendwo.
Es tremoliert in aller Herrgottsfürche,
Und jubelt einsam, seelenfroh!

Ein zweites Stimmlein! Bald ein Chor!
Als ob ein Glockennetz sich durch die Seele zöge,
An dem das Echo auf- und niederflöge:
Mittönt mein Innres tausendfach empor!

Georg Küffer, Bern.

Die schlafende Liebe.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ob schon die Stadt nicht klein war und Mathilde Leiser eine Stunde weit von ihr gelebt hatte, erregte der Selbstmord des Fräuleins dennoch, wenn nicht Teilnahme, so doch das größte Aufsehen. Um selben Vormittag, ehe noch die Zeitungen die Notiz brachten, hatte es sich herumgesprochen. Die zurückgezogene Lebensweise des Fräuleins und ihre kühle abweisende Art hatten ihr zwar keinen ausgedehnten Bekanntenkreis geschaffen, aber ihre Persönlichkeit und Werke hatten, wie sich nun herausstellte, doch recht weit gewirkt. Vielleicht — hätte sie diese Er-

regung noch miterleben können — wäre es ihr ein kleiner Triumph gewesen; sie hatte nie an einen unbekannten Kreis von Freunden, auch nur Kennern geglaubt. Nun war sie tot, zu früh und zu plötzlich, und hatte nichts weiter hinterlassen als eine völlig abgeschlossene Arbeit. Kein Wort, kein Brief, kein letztes Gespräch vermochten das Rätsel dieses Sterbens zu lösen. Ihre starke Geistigkeit schloß eine plötzliche Verstörtheit, ein Aussezen des Gehirns aus. Über jeder Selbstmord hat neben dem Toten noch einen Mörder. Man ist vielleicht nicht gewöhnt, seine Ursache

— in gewissem Sinne seinen Täter, wenn auch einen indirekten — in einem Menschen zu suchen. Und doch hat meist jemand dem Verzweifelnden die Waffe in die Hand gedrückt, wenn schon oft unbewußt. Und in dem traurigen Falle des Fräuleins Mathilde Leiser war ein Mörder da. Zwar ahnte er nicht die Tat, die er da treuherzig veranlaßt hatte, aber nichtsdestoweniger hatte er das Mädchen getötet. Es war der Bibliothekar Doktor Alwin Müller.

Die Ursachen jedes Geschehens ließen sich bis in die Unendlichkeit zurückleiten. Ueber die Geburt der einzelnen hinaus reicht die Notwendigkeit ihres Geschicks, und manche Wendung ihres Lebens, grotesk oder tragisch, hat ihren unausweislichen Ursprung in fernen Ahnen, in deren Unterlassungssünden oder Tatendrang. Aber der organische Aufbau dieses Schicksals sei nicht weiter zurückverfolgt als bis zu jenem Herbst, wo Doktor Müller als Reserveleutnant an einem Manöver teilnahm. Daselbst wurde er eines Abends zu einem zweitägigen Patrouillenritt ausgeschickt, und da es lind und weich über das Feld wehte, ließ er den Mantel und sonstigen Schutz zurück, um schneller und behender bleiben zu können. Aber es kam Wind, Regen, Sturm auf. Nach zwei Nächten im Freien, völlig durchnäht, frierend, kehrte der Doktor franz zurück. Der erste Arzt konstatierte eine belanglose Influenza, die sich aber nicht hob und nach Wochen die Buziehung eines zweiten Arztes nötig machte. Jedoch erst der dritte horchte mit geübtem Ohr, schüttelte über den Befund den gelehrten Kopf und schickte den Patienten unverweilt nach einem Höhenkurort. Dort blieb Alwin Müller mehrere Wintermonate, bis man ihn als fast völlig geheilt entlassen konnte. Aber ehe er in die Stadt und den Beruf zurückkehrte, sollte er an einem milden Seeufer den Übergang in die Ebene sich erleichtern. Also bestellte er sich in einem Dorf an einem klimatisch ausgezeichneten Schweizer See ein Zimmer in dem großen Hotel und reiste dahin ab.

Die Vorausbestellung wäre nicht nötig gewesen. Denn es war März, zwar ein sonniger, berauscheinend wärmender, und das Land von Fremden noch leer. Jenes Dorf blickte nach Süden, wo sich der strah-

lende Himmel über der silbernen Glorie des Gebirges, einem wunderbaren Schwung ewiger Schneegipfel, wölbte. Schon blühten am Fuß der nackten Bäume Veilchen und Primeln und weißer Krokus.

Doktor Müller betrat die Halle. Darin saß in der stillen Stunde nach dem Mittagessen eine einzelne Dame, und sie sah den Fremden an. Sie sah ihn seltsam offen und freimütig an, fühl und gleichgültig, doch mit der Gleichgültigkeit eines erfahrungsreichen Forschers, dem nichts bedeutungslos ist. Doktor Müller erschrak fast davor und fand im selben Augenblick die Dame schrecklich. Sie war ganz unansehnlich gekleidet, ohne Roketterie und doch mit Sorgfalt. Aber da gab es auch keinen Reiz, nein keinen, der zu heben gewesen wäre. Sie sah den Herrn so durchdringend an, daß er, ganz willenlos, grüßte. Sie dankte ihm und sah ihm nach. Sie schlug durchaus nicht die Augen nieder, sondern aufrecht und gerade, die Zeitung im Schoß, verfolgte sie den befangen gewordenen Schritt des Herrn.

Doktor Müller, auf seinem Zimmer, fühlte sich geradezu unbehaglich. Er urteilte, daß diese Art Mannweib ihm den Aufenthalt einfach verleidet könnte. Er hatte nicht einmal gewagt, die Dame richtig anzusehen. Er vermochte nicht, sich ihre Züge zu rekonstruieren. Aber er hatte die unbestimmte Erinnerung an etwas Unschönes, Hartes und Kaltes.

Beim Nachessen sahen sich die fünf Gäste des Hotels. Jeder für sich gekommen, saßen sie an fünf Einzeltischen in einer Ecke des großen fröstellenden Speisesaals. Es wurde kein Wort gesprochen, man begrüßte sich stumm. Nur die beiden servierenden Mädchen klapperten ein wenig mit Schalen und Geschirr, und die Prozedur der Mahlzeit vollzog sich wie eine sakrale Angelegenheit in steif hieratischem Ritus.

Nachdem das Dessert wie ein freundliches Orgelnachspiel verklungen war, erhob man sich, verneigte sich leicht ins Unbestimmte und wandelte an den beiden Aufwärterinnen und dem dienernden Wirt vorbei, hinaus. Doktor Müller war der vorletzte, ihm folgte die Dame aus der Halle. Doktor Müller war von den fünf

der einzige Mann, aber bei aller Geniertheit und Unbehaglichkeit mußte er doch lachen. Denn er hatte trotz seinem fast finstern Aussehen und seiner strengen Art Sinn für Humor, und nun lächerte ihn diese Situation. Da spürte er hinter sich gleichfalls ein lautloses Lachen, wandte sich um, und da er das vergnügte Gesicht der Dame sah, lachte er nun laut heraus, unbekümmert, ob die andern drei, sehr ehrenwerte und tugendhafte Damen, es hörten.

„Gott sei Dank,“ sagte das Fräulein, „ich glaubte, in sieben Tagen schon das Lachen verlernt zu haben. Aber heut war es besonders komisch. Sonst fiel nämlich schon bei Tisch ab und zu ein geflüstertes Wörtlein hinüber und herüber, aber heut wirkten Sie mit Ihrem düstern Gesicht erfräkend und schreckten alle Liebenswürdigkeiten zurück. Sie machen nämlich in der Tat die finsterste und drohendste Miene, jetzt eben wieder, kaum, daß Sie zu lachen aufhören. Aber lachen Sie, dann kommt ein ganz herziger natürlicher Bube zum Vorschein. Gehen Sie mit vor die Tür? Nach dem Abendessen pflegt man draußen am See noch ein wenig zu promenieren, und es gelüstet mich, meinen drei Mischschwestern boshaft meine Eroberung zu zeigen. Sie müssen allein wandeln, und ich habe meinen Ritter. Wenn auch von der finstern Miene, so doch Ritter und von stattlicher Gestalt!“

Und damit gingen sie vor die Tür.

Doktor Müller, gänzlich unbekannt mit dieser Art Verkehr zwischen Herr und Dame, folgte etwas benommen und verstört. Ein unfraulicher, aber darum um so pikanterer Reiz fesselte ihn wider seinen Willen. Ziemlich stumm, ließ er ein Gespräch über sich ergehen, in dem er, wie er wohl merkte, eine törichte, besangenschweigsame, ungeschickte Rolle spielte.

Als man sich nach einer halben Stunde, schon in völliger Dunkelheit, auf der stillen Straße dem Hotel näherte, sagte die Dame:

„Ich bin eitel. Ich möchte wissen, was Sie von mir halten. Ich gefalle Ihnen nicht?“

„Ich kenne Sie nicht und verstehe Sie nicht. Fremdes und Unverständliches gefällt mir nie.“

„Sie sind so offen, wie Ihr Blick Sie zu sein verpflichtet. Wenn Sie einen ansehen, fühlt man sich selbst zur Wahrheit gezwungen. Ihr Blick wirkt wie ein Raub an unsren Phrasen und Drapierungen. Es wäre unmöglich, Sie zu belügen. Schon dank dieser Wirkung auf andere sind Sie ein ungemeiner Mensch. Sie merken, daß Sie mir gefallen. Ausnehmend. Dazu sind Sie von einer Unbeherrschtheit des Ausdrucks, die berauschend ist. Sie sind häßlich, Ihr Kinn, der Mund, die Augen, das ist alles nicht schön, Ihre Stirn ist gewöhnlich, Ihre Wangenfläche verschritten — allerdings, wenn Sie lachen, verwandeln Sie sich, als legten Sie eine Maske ab. Und dieses Ihr unschönes Gesicht ist schön durch die Empfindung. Es spiegelt alles. Ich habe in einer halben Stunde in Ihrem Gesicht gelesen wie in der Bibel, die nichts verschweigt. Ich alte Formalistin muß mich bekehren: Die Seele verklärt die Uniform zu Schönheit. Ohne ein Wort verraten Sie sich ganz und verraten Gutes. Wie alt sind Sie?“

„Ich bin zweihunddreißig Jahre,“ sagte Doktor Müller gehorsam.

„Ich bin ein Jahr jünger,“ sagte das Fräulein, „und das ist wahr, obwohl ich wie vierzig aussehe. Aber ich habe allerlei hinter mir. Nicht Liebschaften, wie Sie als Durchschnittsmann annehmen werden, wenn eine Frau von Erlebnissen spricht. Natürlich habe ich zur gehörigen Zeit meine Verliebtheiten gehabt, mit fünf- und zwanzig sogar so etwas wie eine Leidenschaft — noch dazu zu einem kleinen Zeichenlehrer, der Angst vor mir bekam und, um sich zu schützen, die erste beste andere heiratete, worauf ich ihn verachtete. Aber das alles war nichts. Meine Erlebnisse gingen in weniger realen Sphären vor sich. Ich bin Jüdin und hatte einen schweren Kampf mit Gott, in dem ich unterlag, und aus Rachsucht des Besiegten wurde ich dann abtrünnig und bin's — mit tiefer Sehnsucht nach Gott. Ich liebe Musik und mußte von Wagner mich losreissen, weil ich Mensch und Kunst nicht zu trennen vermag und diesen eiteln und kleinen Mann auch in seinen Werken nicht lieben wollte. Ich habe um meine Existenz kämpfen müssen. Ich bin Schriftstellerin.“

Hier fuhr Doktor Müller jäh zurück.
 „Wir können,“ sagte die Dame rasch, „Freunde werden, ohne daß Sie meine Bücher lesen. Auch sind es erst nur drei. Und das erste davon hat mir eine sorgenfreie Existenz geschafft. Ich hatte bis dahin törichtes Zeug für Frauenblätter geschrieben. Aber ich hatte mich immer — und nicht nur theoretisch, sondern mit tätiger Umsicht und direkten Studien — für die Mädchen der Straße interessiert. Diese seltsamen, unbegreiflichen Wesen erregten nicht nur meine Neugierde, sondern wirklich meine Teilnahme, soweit ich dieser — außer zu mir — fähig bin. Ich schrieb mit sechsundzwanzig Jahren das Buch ‚Die Töchter der Nacht‘. Ah, Sie kennen es natürlich. Ja, ich bin Mathilde Leiser. Dieses Buch, in zehn Sprachen übersetzt, mit seinen hundert Auflagen in Deutschland, hat mich — für meine Ansprüche — reich gemacht. Ich schreibe seitdem weniger und seltener, weit besser und natürlich ohne jeden weiteren Erfolg. Meine Stoffe sind jetzt ganz aus dem Innerlichen geholt, und die Prostitution ist erledigt. Aber die Leute meinen, ich sollte doch meine Nachttöchter immer weiter Sensationen gebären lassen, das unfruchtbare Volk ... Da sind wir, das ist die helle Tür, und sie ist nur noch für uns hell und offen. Morgen grüßt mich keine der drei Ehrbaren mehr. Gute Nacht, schlafen Sie wohl! Ich hatte sieben Tage nicht mehr geredet. Heut habe ich gesprochen, morgen sollen Sie sprechen!“

Und damit ging sie, ohne Händedruck, groß und aufrecht in das Haus hinein. Er sah der unbiegsamen, herben Gestalt nach, wie sie armutlos die Treppe erstieg. Man hätte meinen können, es habe nie eine liebende Hand ihren Nacken, ihren Kopf gestreichelt, auf ihrer Schulter gelegen: und daher die starre Unerlösthheit ihres Körpers. Mitten in seinem Erstaunen überkam den Doktor Müller ein plötzlich auffluttendes Mitleid mit dieser verschlossenen Frau — verschlossen, so tief sie auch in sich hinabgeleuchtet hatte. Hinter jeder Tiefe wuchs da eine neue auf, und je mehr sie von sich gab, desto unerschöpflicher wurde sie. Grenzen sind nur da, daß man sich nicht ins Grenzenlose verliert. Sie wollte geliebt haben? Kein Glück hatte je

die Strenge dieses Gesichtes gemildert. Diese Frau mußte immer allein gewesen sein. Nur Einsame können sich so hemmungslos mitteilen. Nur innerhalb des strengsten Bannes kann ein Herz so ausschweifend sein. Und er erinnerte sich an ihr eines Buch, das er kannte, wo eine versengende Glut die Geschichte unglücklicher Frauen leidenschaftlich heraustrieb; und als er es vor Jahren gelesen hatte — er erinnerte sich — war er lange gesessen und hatte nicht dem Buch, sondern seiner Verfasserin nachgesonnen. Und sie war ihm unglücklicher erschienen und jedenfalls tragischer als ihre Helden; denn diese waren Weiber und sie ein Mensch.

Während er dieses bedachte, hatte sich der Doktor in einen tiefen Sessel sinken lassen. Und plötzlich ging das Licht aus; man hatte ihn wohl nicht gesehen. Er wartete; aber es blieb finster. Und da er nicht rufen wollte — es wurde eben von außen die Türe geschlossen, und Tritte entfernten sich — tappte er im Dunkeln durch die Halle die Treppe hinauf. Er fand auch glücklich ohne Irrtum sein Zimmer und stand darin lange am Fenster und schien den dunklen See zu betrachten, den schwarzen Zug der Berge jenseits und die klaren, unbeirrten Sterne. Aber zum Schluß dachte doch nur der Alltagsmann und Bürger in ihm: „Ein merkwürdiges Geschöpf! Wenn sie doch wenigstens anders aussähe! Sie ist keine Spur hübsch und anziehend!“

* * *

Am nächsten frühen Morgen saß Doktor Müller am See, als Fräulein Leiser das Hotel verließ. Sie schlug den Weg ein, der an seiner Bank vorüberführte, sah ihn und zögerte, schien umkehren zu wollen. Doch dann ging sie weiter, und er stand auf, sie zu begrüßen. Sie waren beide fühl und zurückhaltend, wie denn nach plötzlichem Freundschaftsausbruch solch Rückschlag unvermeidlich ist. Sehr besangen fragte der Doktor:

„Muß ich Sie allein lassen?“

Da raffte sie sich zu einigen freundlichen Worten auf, die ihr auch ihr Gleichgewicht wiederzugeben schienen, und schritt neben ihm weiter, sprach aber nichts mehr.

„Es scheint wirklich,“ begann er endlich, „als wollten Sie Ihr Wort von gestern wahr machen und heut mich reden lassen. Aber was soll ich Ihnen erzählen? Inwiefern kann Sie ein Doktor Alwin Müller — dies mein Name — interessieren?“

„Wir wechseln,“ sagte das Fräulein, „die Rollen, indem Sie den Rollen spielen. Daz Name und Titel nichts zum Menschen tun, wissen Sie so gut wie ich; oft aber nehmen sie ihm etwas fort. Denn auch Sie werden genug Leute kennen, die hinter einem Titel verkümmern und sich gänzlich absentieren, bis der reine Kommerzienrat oder Professor wie ein Ding an sich zurückbleiben. Ja, Sie müssen heut reden, sonst fahre ichrettungslos fort. Sie müssen wissen, ich verstehe mich nicht auf Konversation, nicht einmal auf richtiges, vertrautes Gespräch. Ich kann nur Reden halten, das habe ich mir so angewöhnt. Ich wohne nicht in, sondern nur in der Nähe einer Stadt, in einem kleinen Gartenhaus, das ich mir an freundlichem Seeufer kaufte. Eine alte, schwerhörige Verwandte besorgt mir Wirtschaft und Garten und hütet meine Einsamkeit vor übler Nachrede. Sogenannten Verkehr habe ich gar nicht, nur schriftlichen. Ich kenne in der Stadt ganz wenige Menschen, die ich selten treffe. Ich führe ein Schreibtischleben. Und wie ich da, wenn ich zu schreiben anfange, in einem Zuge fortarbeite, so rede ich auch in einem Zug, wenn ich einmal zu reden beginne. Schreibtischmenschen haben diese unangenehme Art. Ich verkehre eben nur mit meinen eigenen Geschöpfen, die ich nach Laune und Geschmack erschaffe. Die unterbrechen mich nie. Und in ihrer Gesellschaft habe ich mir noch etwas angewöhnt: eine Offenheit und Wahrheit, die vielleicht peinlich wirkt, sicher aber anstandslos ist und mich in jedem Salon unmöglich macht. Aber sehen Sie, mit meinen Menschen kann ich ohne Phrase reden, ich brauche keine Maske, keine Verstellung. So, wie ich sie bis ins Innerste kenne — meist, denn bisweilen wächst uns auch die eigene Kreatur über den Kopf und wird uns unbegreiflich — so gebe auch ich mich ganz rückhaltlos und wahrhaftig. Ich lerne nicht meine Worte wägen und meine Gefühle ver-

kleiden. Aber ich verlerne, mich unter lebendigen Menschen nach Brauch und Maß zu bewegen. So bin ich Ihnen begegnet. Es tat mir gestern leid, als ich Sie verließ. Ich fragte mich, wie soll es heute werden. So ein Anfang ist leicht — für mich. Das sind literarische Eingebungen, novellistische Einfälle, mit denen nun leider auch schon unser öffentliches Leben durchsetzt ist. Der Anfang ist leicht. Aber die erste Fortsetzung ist schwer.“

„Und ich,“ sagte Doktor Müller, „weiß nicht, wie sie erleichtern. Daz wir uns in manchem ähnlich sind, erschwert nur die Situation. Auch ich lebe, wenn auch in der größten Stadt, so doch sehr still unter Büchern und Handschriften. Ich bin Bibliothekar und habe eine Leidenschaft für das Provençalische, das ich privatim treibe. Ich verkehre nicht in der Gesellschaft, nur mit solchen Menschen, denen gegenüber ich mich geben kann wie ich bin. Denn auch ich kann nicht lügen.“

„Nein!“ sagte das Fräulein und sah ihn an.

„Mir bewußt,“ fuhr er fort, „daz man mir Gedanken und Gefühle vom Gesicht ablesen kann, habe ich diese finstere Miene, die auch Sie gleich missbilligend bemerkten, angenommen, so als Vorhang vorgezogen. Und viele Leute drehen sich auch böse um, wenn sie ihn sehen. Aber sonst, sehen Sie, bin ich ein ganz gemeiner Mensch, habe Eltern und Geschwister, bei denen ich aber nicht lebe, war gesund bis vor kurzem, sogar Reserveleutnant — und das ist doch das heilige Siegel auf den Normalmenschen!“

„Ich habe Sie, Herr Doktor, auch wieder für ein Genie noch für einen Verbrecher gehalten, sondern einfach für einen aufrechten Mann, der die Frau nicht nur erotisch beurteilt, zu dem man wohl tuend sprechen kann, weil er, selbst wahr und frei, die Seele des andern frei macht. Sie müssen ein guter Freund sein können und haben doch keinen.“

„Ebensowenig wie Sie, Fräulein. Man trifft wohl gelegentlich Menschen, denen man sozusagen entgegenströmt. Aber plötzlich ist's aus. Warum? Sind wir versiegt oder kann der andere nicht mehr aufnehmen? Wir zu reich, der andere zu flach? Oder umgekehrt?“

„Machen wir uns immerhin das Kompliment, daß wir zu reich für die Besitzfähigkeit der andern sind!“

„Und wie werden wir wohl zueinander stehen? Ich möchte die Zukunft lesen wollen, unsere Zukunft!“

„Ach, das Ungewisse ist so wunderwoll! Unser immer so sehr bewußt, jedes Trittsicher, alles Tatsächlichkeit und Gewißheit — ist es herrlich, sich ins Dunkel der Zukunft verlieren zu können. Es ist mein einziger Luxus, meine einzige Schwäche, mich dem unbekannten Morgen hinzugeben.“

„Ich muß Ihnen, Fräulein, etwas sagen. Ich bin so ein Mensch, der nichts auf dem Herzen behalten kann, was er andern gegenüber empfindet. Ich habe mir viele Feinde gemacht, weil ich Freunden sagte, was sie in mir auslösen. Wenn in uns Klarheit ist, muß sie auch zwischen uns sein. Hören Sie: Als ich Sie sah, fand ich Sie abscheulich. Ich möchte Sie nicht, unweiblich und kalt erschienen Sie mir. Und noch jetzt finde ich in mir einen Widerstand gegen Sie. Sie sind von einer starken Geistigkeit, aber ich nicht der Mann, für den Sie mich halten. Ich stehe weit unter Ihnen, ich bin noch lange nicht fertig, ich werde noch immer. Und ich will mich meinen Anlagen gemäß weiterentwickeln, ich will logisch und organisch wachsen. Und da kommen Sie. Sie greifen ein in mich, Sie stören mich, Sie verwirren mich. Ich will nicht, daß meine Entwicklung abbricht oder zerbricht, ich will nicht fremde Reiser aufgepflanzt bekommen. Sehen Sie, ich kann nicht schön sprechen, ich muß mühsam die Worte suchen. Aber Sie verstehen mich. Ich fürchte Sie. Item — sprechen Sie!“

Er war stehen geblieben, nachdem er zuvor so schnell weitergestürmt, daß sie kaum mit ihm hatte Schritt halten können. Er sah sie an mit den merkwürdig großen, Wahrheit heischenden, die Seele direkt angreifenden Augen. Sie aber sah zu Boden und dachte nach. In dieser Nähe erschien ihm ihr freudloses Gesicht fast schön. Eine Reinheit und Gefühlsunschuld lag darin, die ihn rührte. Eine alles wissende und unbefleckte Seele.

Sie sagte endlich mit ganz unveränderter kühler Stimme:

„Wie lange bleiben Sie hier?“

„Ich sollte drei Wochen bleiben.“

„Und ich wollte Anfang April reisen, in zehn Tagen. Aber ich kann — nicht heut, aber morgen reisen. Dieser ganze Aufenthalt hier war ja nur eine Laune für mich. Ich wollte einmal meinen Augen ein anderes Bild bieten, sie sind empfänglich für Abwechslung. Aber zum Arbeiten habe ich daheim ja eigentlich mehr Ruhe als hier. Ich werde also morgen früh fortgehen.“

Damit sah sie ihn an. Er ergriff ihre Hand und sagte:

„Nein, bleiben Sie! Hören Sie nicht auf mich! Lassen Sie mich doch nicht reden! Bleiben Sie und sprechen Sie!“

In die Ferne blickend, auf die silbernen Gipfel, die sich im See spiegelten, antwortete sie: „Wenn ich führe, wäre es eine schlechte Novelle, die wir da dialogisiert haben. Wenn ich bleibe, könnte es etwas Besseres werden, eine Freundschaft. Es ist Ihnen Ernst. Und ich kenne nichts anderes. Mir ist alles Ernst, und darum ist mein Leben schwer. Ich bleibe. Die Feindseligkeiten zwischen uns sind eröffnet, schlagen wir die große Schlacht!“

Und sie blieb.

* * *

Sie lebten beide mit vollem Bewußtsein. Aber das erhöht nur den Genuß des Lebens. Die Laien des Lebens — wie die der Kunst — verlangen allerdings eine unbefangene, kenntnislose und naive Hingabe an Erlebnis oder Werk. Aber wie der eine Architektur vollkommener genießt, der ihren Grundriß gründlich kennt, und der ein Bild tiefer aufnimmt, der sich auf das Handwerk der Malerei versteht und klar ist über die Ursachen der künstlerischen Wirkung, so genießen die Denker, die Gründlichen, die Analytiker das Erleben inbrünstiger und nachhaltiger als die, so gedankenlos und unbewußt dem Schicksal sich übergeben.

Doktor Müller und Fräulein Leiser fanden sich jeden Vor- und Nachmittag zusammen, um gemeinsam zu spazieren. Sie hielten gegenseitig ihre Reden, und selbst wenn sie vom Allgemeinen sprachen, war ihre Person doch in jedem Wort. Da sie aber beide Menschen ohne Falsch und Maske waren, trafen Selbstkritik und

Selbstporträt zu. Sie analysierten sich ohne mehr Koketterie, als jede Analyse von vornherein in sich trägt.

Am vierten Tag erschien Doctor Müller erst beim Mittagessen. Fräulein Leiser tat eine besorgte Frage zu seinem Tisch hinüber. Aber er hatte gelesen. Er hatte sich ihre beiden Bücher kommen lassen, die ihm noch fremd waren, und das eine fast beendet. Er las es nach Tisch fertig und suchte dann die Freundin am See. Sie saß auf der gewohnten Bank und sah ihm gespannter als sonst entgegen, belebter und heiterer. Sie wartete auf die Kritik. Ob gut oder schlecht, es handelte sich um Beschäftigung mit ihrem Werk, und ein kluger und einsichtiger Mann würde darüber sprechen. Dabei schalt sie sich selbst und sagte, indem sie ihm Platz machte:

„Heute lernen Sie die Schriftstellerin kennen. Ich siebere nach dem Resultat Ihrer Beschäftigung mit mir. Mein Buch ist mir weit wichtiger als ich. Mir scheint, es enthielt den Extract meiner Persönlichkeit viel klarer und durchsichtiger als mein lebendiger Mensch.“

„Das tätet mir leid und scheint mir übrigens falsch. Alle Schriftsteller denken zu hoch von ihren Büchern und wollen darin eine Persönlichkeit niedergelegt haben, die sie nie besitzen. Da muß ich aber einfügen, daß ich zum ersten Mal mit so einem Wesen — oder soll ich sagen: Ding — von Schriftsteller zusammensitze. Sie sind meine erste Bekanntschaft aus jener problematischen Welt. Und ich glaube, an Ihnen ist das größte Problem, daß Sie keines zu sein scheinen. Wo steckt Ihr Geheimnis, Ihr Rätsel? Sie sind ein so durchsichtiger Mensch, daß ich schon gelegentlich vermutete, diese Durchsichtigkeit wäre Ihre Art — unbewußte und unabsehbare natürliche! — Maske. Vielleicht sind Sie eigentlich eine dürrstende, sehnüchige Frau, verlangend und unvermögend.“

Fräulein Leiser hatte erst gelächelt; jetzt sagte sie: „Aber Sie wollten von meinem Buche sprechen!“

„Ob über Ihr Buch, ob über Sie: das Resultat sollte das gleiche sein — nach Ihrer Theorie zwar nicht, aber nach meiner Überzeugung. Denn alles, was wir tun, ist ja unser seelisches Produkt und muß

also unsere eigene Zusammensetzung aufweisen. Aber bei Schriftstellern ist das vielleicht komplizierter, die sind vielleicht anders organisiert und können Werke von sich abspalten, die nichts von ihrem Ursprung verraten. Also will ich sagen, daß Sie mir persönlich weit wertvoller und lieber sind als Ihr Werk. Ich habe den ‚Kreisenden Berg‘ gelesen. Es ist sehr interessant, dieses Künstlerleben mit seinem großartigen Aufwand, das schließlich nur ein winziges lächerliches Werklein entläßt. Wenn man Sie nur einigermaßen kennt, so weiß man, daß Sie bei Ihrer Röhre, Ihrem Verstand, Ihrer beherrschten Phantasie wohl imstande sind, eine spannende ungewöhnliche Fabel zu ersinnen und mehrere geistreiche Seiten herumzuschreiben. Und da, sehen Sie, habe ich das Todesurteil für Ihr Werk: Es ist geistreich!“

Er sprach sehr hingeben, sah sie dabei an, aber ohne eigentlich ihren Ausdruck aufzunehmen; denn er merkte nicht, wie sie, den Kopf vorsichtig abwendend, traurig und trauriger wurde, enttäuscht und trüb nachdenklich.

„Das große dumme Publikum,“ fuhr er fort, „hat recht. Die ‚Töchter der Nacht‘ sind herrlich. Abgesehen vom abscheulichen Stoff und der mich anwidernden Lebenskenntnis, die Sie darin entwickeln, ist so viel Glut darin, so viel leidenschaftlicher Überchwang, so inbrünstige Hingabe, daß das Buch wie Feuer an einem lebt, wenn man es liest. Es überwältigt, es bereichert und beraubt, es ist ein Erlebnis! Aber schon das zweite Buch liest man nur, erlebt es nicht mehr. Wie man ein schlechtes Bild ansieht, ohne sich hineinzugeben. Wie war es möglich, daß Sie sich so verwandelten, aus einer Künstlerin zur Schreiberin wurden!“

Sie sah ihn an, haßerfüllt, hart, verachtend.

„Sie Laie!“ sagte sie. Unergründlicher Hohn war in dem Wort und abgründige Verachtung. „Sie Laie!“ Sie hätte hundertmal diesen Schimpf wiederholen können. „Als ich mein erstes Buch schrieb, war ich Dilettant! Dann wurde ich Künstler!“

„Schrecklich,“ rief er, „schrecklich! Blieben doch alle Schaffenden Dilettanten!“

Ist es also wirklich wahr, daß Kunst weiter nichts ist als Maß, Ausgeglichenheit, Gesetz, Abklärung, Beherrschtheit, Sparsamkeit, Geiz? Nicht mehr Ueberschwang, hinreißende Beredsamkeit, Sturm von Leidenschaft, Meer von Tränen, entfesselte Flammen? Ist Jugend verwerflicher Dilettantismus und erst beruhigtes Alter Kunst? Ich verstehe euch nicht! Dann nennt ihr auch Renaissance höhere Kunst als Gotik? Und doch ist Renaissance das Akademische und Banale und Gotik der Sturm des Kämmens, ein Feuer von Genie, ein Mut, ein Uebermut der Kräfte! Der Dilettant hat das Leben, er gibt seinen Geruch, seinen Lärm, seine Inbrunst, der Künstler sein Spiegelbild im Rahmen. Nicht wahr?"

„Kunst," sagte Mathilde Leiser, und sie sprach es aus wie den Namen Gottes, den man nicht unmüth anwenden soll, und ihre Stimme zitterte wie bei der Anrufung des Allerheiligsten, „Kunst soll und kann nie das Leben geben. Werke, in denen wir es unverändert gefangen finden, vergehen mit dem Tag, den sie aufgefangen haben. Wollte man das wahre Leben schildern, wirkte es wie Karikatur oder übertriebene Tragödie. Wir sollen nicht Porträtiisten sein. Warum die häßliche Strafe noch einmal wiederholen, warum den Menschen ihre Fraze ungebrochen zeigen? Wir müssen das Leben sichten und verdichten. Dadurch kommt in die Darstellung natürlich eine Art Stil hinein, und weil der Laie nur das rohe Leben sieht, hält er das stilisierte für falsch und erlogen und ahnt nicht, daß dies das wahrere und tiefere ist. Er kann die umgekehrte Arbeit nicht leisten, die Essenz aufzulösen in ihre ursprünglichen Bestandteile und das Symbol zurückzuführen zu den mannigfachen Erscheinungen, die es zusammenfaßt. Lieber!" Und leidenschaftlich, wie er sie noch nie gesehen, legte sie die Hand auf Doktor Müllers Arm und hielt ihn fest, drückte ihn selbstvergessen. „Lieber! Sehen Sie nicht, daß Kunst ein gesteigertes, konzentriertes Leben gibt, ein Symbol der Welt? Ist es mir mißlungen oder haben Sie es nur nicht gefaßt, daß ich die gemeinsame Vielheit des Lebens und der Menschheit in Symbole zusammenfaßte? Daß meine Geschichten nur ein Gleichnis sind? Was

Lachen und Weinen der einzelnen, was Tod und Glück! Das einzig Ewige hinter dem unendlich Verschwindenden, das ahnen und nennen, das ist Kunst!"

Sie sprang auf, und ihr Atem ging, als weinte sie, heftig und stoßend und unregelmäßig. Aber Doktor Müller lächelte ironisch. Er sagte:

„Ich habe entschieden zu groß von Ihnen gedacht. Sie verteidigen Ihre Lebensfremdheit und Gefühlsarmut. Denn das ist es: Sie konstruieren das Leben. Sie stehen viel zu weit ab davon, um hineinlangen zu können. Sie kennen es so wenig, daß Sie es langweilig und unbedeutend finden, und meinen, Sie müßten Interessanteres ausdenken, als Strafe und Haus zu bieten vermögen. Sie kombinieren und häufen die Elemente. Aber das gibt dann nicht Symbole und Gleichnisse, sondern falsche und sinnlose Komplexe. Ein Symbol ist dort der blühende Strauch und dieses Lachen hinter dem Zaun und ein Gleichnis das einfache Leben des Fischers da im Kahn. In Ihrer Vielheit liegt eine furchtbare Lebensarmut, aber in der einzelnen Existenz ist mehr Gehalt, als Sie begreifen und verarbeiten können."

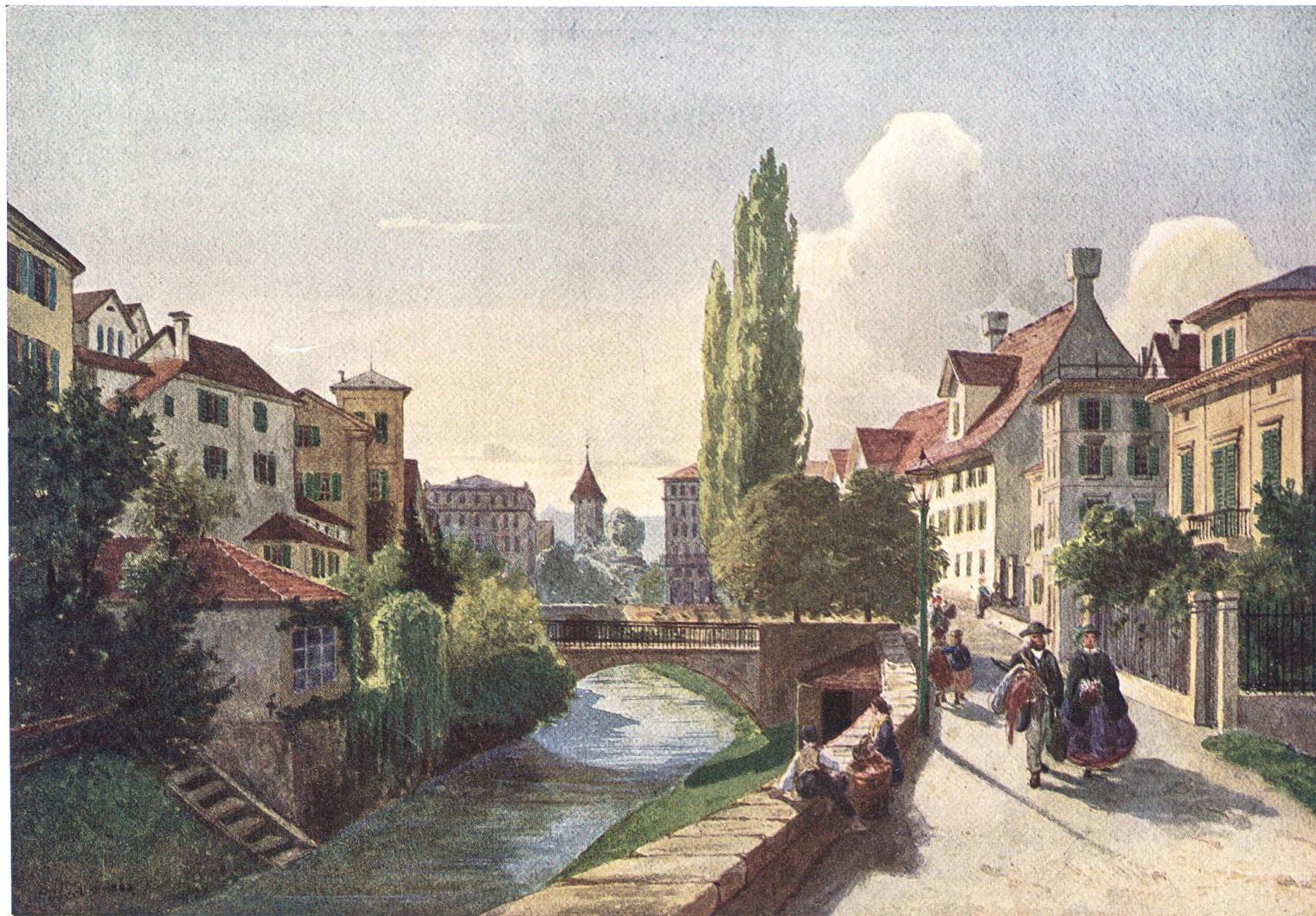
Sehr ruhig sagte das Fräulein:

„Sie haben recht! Der Priester kann vom Reizer lernen, der König vom Latai, die Sibylle von der Hirtin. Ich habe zu viel Verstand und zu wenig Einfalt, also liebt Gott mich nicht und zeigt mir nicht das Entscheidende seiner Schöpfung. Als Sie zu sprechen anfingen, war ich Ihnen böse, Alwin. Ich nahm's, als ginge es auf mich persönlich. Aber nun ist mir, als ob Sie, trotz der vernichtenden Sprache, mich doch persönlich noch lieb hätten. Wie?"

Er nahm ihre Hand und sagte: „Nur noch lieber. Denn jetzt weiß ich, Sie sind ein wenig arm und bedürftig, sind ein Kind, eine Frau, sind bedrängt und unruhig."

Sie lächelte überlegen und mitleidig und ließ es sehen. „Der Tag ist noch lang," sagte sie. „Am Abend triumphiert immer die Frau. Wenn der Mann, vom Tage müde, sich an sie lehnt."

„Ich freue mich auf den Abend," sagte Doktor Müller, „wenn Sie nur inzwischen mir nicht fortlaufen!"



Karl Friedrich Toeche (1814—1890).

Aus dem alten Zürich (1860).
Der Fröschengraben (an der Stelle der heutigen Bahnhofstrasse).

„Ich werde immer da sein, und der Müde darf sich vertrauensvoll anlehnen.“

Sie lächelten beide, als spielten sie mit ihrer Unterwürfigkeit, und vollendeten ihren Spaziergang, dessen jeder Schritt sie weiter in das wundervoll Ungewisse der Zukunft führte.

* * *

Am Abend des zehnten Tages — lauer, glänzender, farbiger Tage — fuhr Mathilde Leiser heim. Alles im Hotel war erledigt, und schon im Reisekleid, ging sie den gewohnten Weg am Seeufer noch einmal mit ihrem Freund. Es war eine Stunde Zeit bis zur Ankunft und Abfahrt ihres Dampfers, der sie zur Station bringen sollte, und diese Stunde von sechs bis sieben war durchstrahlt von der sinkenden Sonne. Die Eisglorie des Gebirges vergoldete sich, Farben stiegen zäpflich aus dem See, und die violetten Wälder lagen wie Wolken auf den Bergen. Dem Abend kam seine Stille zuvor. Das Wasser schwieg bis auf ein leises Aufschluchzen am Strand.

„Diese Trennung,“ sagte das Fräulein, „ist gut. Es bedarf der Entfernung, um sich zu erkennen. Kein Beisammensein erklärt uns und offenbart uns unser Eigentliches. Aber die Abwesenden durchschauen sich. Entfernt, erkennt man seine Feinde, gewinnt man seine Freunde. Uns steht also die Probe bevor. Werden wir uns wiedersehen, Alwin?“

„Ich möchte Sie etwas fragen, Mathilde. Darf ich mich in der Stadt niederlassen, in deren Nähe Sie wohnen? Hören Sie, ich will versuchen, dort an der Bibliothek eine Anstellung zu erhalten. Oder ich könnte mich an der Universität habilitieren. Wo ich bin, ist mir gleich. Ich brauche die Großstadt nicht. Was ich brauche, sind Menschen. Mich interessiert nur der Mensch, die Natur nur insoweit, als er mit ihr zusammenhängt und sie ihn beeinflusst. Mir fehlt der Sinn für die Landschaft. Mein Geist ist ein historischer. Geistige Entwicklungen, Kulturgewächs will ich sehen, nicht geologische Formationen. Menschenhändewerk fesselt mich. Eine Straße in der Stadt sagt mir mehr als der schönste Paß. Auf einem Marktplatz fühle ich mich reicher als auf einem Gipfel, und der armeligste Mensch

gibt mir mehr als der herrlichste See. Sie brauchen also nicht zu denken, daß ich etwas opfere, wenn ich in Ihre Stadt ziehe. Und Sie sind dort. Ich dürfte Sie von Woche zu Woche sehen, Mathilde?“

„Wozu, Alwin?“

„Sie sprechen zu hören und zu Ihnen sprechen zu dürfen.“

„Wozu?“

„Weil ich Sie liebe!“

„Alwin, ich liebe Sie nicht!“

„Ich weiß es. Aber ...“

„Kein Aber! Liebe ist da oder nicht. Alles kann kommen und wachsen: Freundschaft, Neigung und Abneigung — Liebe nicht. Liebe ist da auf den ersten Blick, mit dem ersten Herzschlag; sie kann mit der Zeit bewußter werden, aber nicht mehr stärker und tiefer. Ich bin, Alwin, Ihre Freundin. Sie sind dennoch ein Mann, herb und dabei weich, hart und gütig. Sie sind eine gute Mischung. Sie verstehen zu strafen und zu beglücken. Es ist meines Lebens grösster Gewinn, daß ich Sie gefunden habe. Sie zu verlieren wäre mir ein Kummer. Aber ich liebe Sie nicht, ich werde Sie nie lieben. Der Gedanke, daß Sie mich küssten, läßt mein Blut gefrieren. An Ihrem Herzen würde ich mich Ihnen völlig entfremden, in Ihren Armen würde ich Ihnen für immer entgleiten. Es ist wundervoll, mit Ihnen zu sprechen, den Tisch dazwischen. Ihre Körperlichkeit flößt mir kalten Schrecken, Hass, Verachtung ein. Vielleicht fehlt mir etwas, vielleicht bin ich ein Krüppel der Empfindung; aber vor Ihrer Berührung graut mir. Denn ich liebe Sie nicht!“

„Ich habe das wohl gewußt, Mathilde. Und ich sagte nur, was ich sagen mußte, um die Klarheit zu erhalten. Ich war nicht sicher, ob Sie wissen, wie es um mich steht. Ich glaube nicht, daß unser Verhältnis dadurch getrübt werden kann. Daß ich nicht zu fürchten bin — trotzdem — wissen Sie. Ich begehre Sie ja nicht, ich lechze ja nicht nach Ihnen. Aber nachdem ich Sie kenne, kann ich keine andere lieben. Ich werde nie eine andere heiraten können, vielleicht an mancher mich freuen, aber keine lieben. Ich werde Junggeselle bleiben, und Sie sollen meine Freundin sein. Deshalb will ich zu Ihnen kommen. Darf ich?“

„Was Sie wollen, müssen Sie sogar tun! Ich bin stets für Sie da. Aber Sie haben etwas Gefährliches gesagt; es klang wie ein Gelübde: ich bin die einzige Frau, die Sie lieben können.“

„Ich könnte mit keiner andern zusammen leben. Es ist unausdenkbar. Es gibt auf der großen Welt nur ein einziges Wesen, das uns ergänzt. Sie sind es, ich habe Sie gefunden. Nein, Ehe ist nicht nötig. Aber ich muß Sie mir nahe haben, immer erreichbar, ich kann ohne Sie nicht mehr leben, Sie sind die Einzige für mich auf der Welt!“

„Ich,“ sagte sie nachdenklich, „glaube doch, daß Ehe notwendig zur Liebe ist. Vielleicht wird die Ihre daran sich verlieren, daß Sie mich nicht besitzen. Sie wird sich verflüchtigen in der Unvollständigkeit.“

Er schüttelte dazu nur den Kopf.

„Ich liebe Sie unaussprechlich, Mathilde!“

Sie sagte langsam: „Wie seltsam! Das habe ich hören wollen, immer, von einem Manne, der mir viel gilt. Ich höre es, es schüttelt mich nicht, es berauscht mich nicht, kein Glück überfällt mich, ich vergehe nicht. Nein, Alwin, nein, und wenn ich daran verderbe: Ich liebe Sie nicht, ich werde Sie nie lieben! O, das Verhängnis ... Alwin,“ fuhr sie fort, „ich möchte Sie etwas fragen. Es ist eine törichte Schulmädchenfrage, und Sie dürfen nicht lachen: Haben Sie — o wie drollig — aber doch will ich's wissen — Sie haben noch nie geliebt?“

Er antwortete ernst: „Als Schuljunge liebte ich ein kleines Mädchen; ich liebte sie noch, als ich Student war und sie erwachsen. Dann heiratete sie. Ich mußte ihrer Mutter schwören, ihr Glück nicht zu stören. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Dann kam, was in einem Mannesleben immer kommt: Lust ohne Liebe, Freude ohne Genuß, Hinnahme ohne Hingabe. Aber vor einem Jahr ...“

„Bor einem Jahr?“ wiederholte Mathilde. So hingeben sie auch hörte, zog sie doch ihre Uhr, sah nach der Zeit und drehte um, denn sie wollte den Dampfer nicht versäumen. Vielleicht hätte sie ihn bestiegen, ohne den Schluß der Geschichte mitanzuhören, wenn es sich so gefügt

hätte. Aber es war noch eine gute halbe Stunde bis zu seiner Ankunft.

„Es ist etwas Doppeltes,“ sagte Doktor Müller. „Eines Tages arbeitete ich in der Königlichen Bibliothek. Da geht lautlos, wie immer, die Tür auf, und, was ich sonst nie tat, ich sehe hin. Es war ein trüber Tag, und über den grünen Tischen brannte hier und da schon eine Lampe. Aber da steht in der dunkeln Tür — jetzt kommt eine banale Romanphrase, aber ich kann nicht originell schildern — da geht in der Tür ein Licht auf. Ein junges, sehr junges Mädchen kommt herein, in einem grauen Kleid mit roten Litzen. Sie ist sehr groß und schlank, gar nicht schön, aber ihr Gesicht ist so innig. Als hätte sie immer nur geliebt, Zärtliches gedacht und Gutes getan. Nur die Stirn ist hoch, rein, frei und gewölbt wie bei einem jungen Gelehrten. Ich habe sie dann noch oft gesehen, in der Bibliothek, auf der Treppe, einmal auf der Straße. Ich hätte wohl eine Bekanntschaft herbeiführen können; aber ich tat es nicht. Ich weiß nicht warum. Wohl die bekannte Schüchternheit der Liebe und die Schamhaftigkeit des Herzens. Ich dachte Tag und Nacht an die Unbekannte. Ich war sonst nie romantisch gestimmt. Dann verschwand sie wieder spurlos. Aber ich habe sie nicht vergessen. Und oft, wenn ich mit Ihnen ging, sah ich sie wie einen Schatten neben Ihnen, das gütige, zärtliche Gesicht mit der unschuldigen Denkerstirn ...“

„Und die andere?“

„Die andere?“ sagte er und lachte. Sie liebte sein Lachen. Sie sah ihn an. Er war ein Kind jetzt, er hatte Grübchen in den Wangen, er sah zärtlich und weich und rührend jung aus. „Die andere? Das ist noch romantischer. Ich hatte einmal in einer Fachzeitschrift einen Aufsatz über den Ursprung des Langue d'oc. Und in der selben Nummer stand unmittelbar vor meinem Beitrag eine Studie über die Troubadours. Also ich hätte sie geschrieben haben können, es war meine Methode der Forschung und Analyse und fast mein Stil! Aber der Aufsatz war von einer Frau, sie hieß Donata Tannebaum. Ich schrieb ihr nicht, erkundigte mich nicht nach ihr. Ich weiß nichts. Das ist die andere!“

„Und wenn,“ sagte Mathilde, „und wenn es dieselbe ist?“

Er antwortete nicht. Er blieb stehen, er blickte, als zeigte man ihm eine unwahrscheinliche Erscheinung.

„Ja, Lieber, so etwas darf man einer Schriftstellerin nicht erzählen. Natürlich wäre das ein Zufall, wie ihn nur das Leben wagen darf. Hätte ich's geschrieben, so hätten Sie gesagt: Konstruiert! Ach, das Leben ist erfindungsreicher als wir und vor allen Dingen mutiger. Es scheut nicht die Anzweiflungen und Kritik des Publikums. Aber wenn Sie nun diese beiden Frauen — und vielleicht in einer! — finden? Ob nicht diese Liebe ohne greifbaren Gegenstand die tiefste ist? Der schauerlichste Ehebruch wäre der mit einem Gedankenbild!“

Drüben am jenseitigen Ufer legte der Dampfer an, unterhalb des betürmten Schlosses. Und sie blieben stehen und sahen, wie er sich löste und langsam über den See glitt, die grünen und blauen Farben teilend, aus denen es goldig sprühte.

„Was,“ sagte Doktor Müller, „richten Träume gegen Wachen aus! Sie leben und sind da, und alle andern verblassen. Aber gehen Sie nicht, ohne mir ein Versprechen zu geben!“

„Ein Versprechen?“

„Dass Sie meine Freundin bleiben — über alles hinaus: Zeit, Raum und Ereignisse!“

„Meine Hand! Ihre Freundin, ja, immer. Ueber alles hinaus. Selbst wenn Sie die grösste Liebe finden!“

Er lächelte: „Oder Sie die grösste?“

„Auch dann. Aber da ich Sie nicht lieben kann, wird es kein anderer sein können. Niemals!“

„Und die Unsicherheiten, die Möglichkeiten des Lebens? Das Unwahrscheinlichste kann doch morgen Erlebnis sein!“

„So will ich denn nichts verschwören. Über Ihre Freundin dennoch über alles hinaus. Da ist der Dampfer. Adieu, Alwin!“

Das Schiff rauschte heran. Am Landeplatz waren wenig Menschen. Der Hotelbursche mit dem Gepäck stand schon da, und aus der Hoteltür grüßten die Wirtsleute noch einmal. Die Gäste standen, die drei tugendhaften Damen, abseits im Garten

und brachten keinerlei Ovation dar. Über im Schatten dieses eklatanten und schamlosen Verhältnisses hatten dafür sie sich gefunden.

Indem das Schiff anlegte, sagte Doktor Müller: „Morgen reise auch ich. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen bei Ihnen!“

„Ich freue mich darauf!“

„Und ich bin glücklich. Und dennoch ...“

„Dennoch?“

Fräulein Leiser hatte ein wenig Reisefieber, sie war ungeduldig, überzählig von fern ihr Gepäck, sah, ob gute Plätze auf dem Vorderdeck frei waren. Ganz mechanisch fragte sie also: „Dennoch?“

„Jetzt,“ sagte Doktor Müller langsam, „jetzt, wo Sie gehen, ist mir plötzlich, als kenne ich Sie nicht. Sie stehen wie eine Fremde da. Mein Herz liegt wie ein Kristall in Ihrer Hand, und Sie durchschauen es. Sie ...“

„Ja, ich?“

„Sie sind mir unbekannt, geheimnisvoll, Mathilde — doch sind Sie eine Frau!“

Da ward die Schiffstreppe frei gegeben. Sie drückte ihm die Hand und lächelte und lief aufs Schiff. Er hatte sie noch nie so jung und behende gesehen. Plötzlich war sie Mädchen, anmutig, heiter. Sein Erstaunen war grösser als seine Wehmut. Und schon stand sie oben auf dem Verdeck, am Geländer. Ihr grüner Schleier flatterte sacht, er umwogte ihr Gesicht, das in dieser Ferne, über dem goldstrahlenden Wasser, schön erschien, reif und satt gefärbt. Sie rief nichts mehr hinab. Sie freute sich zu fahren, zu reisen. Das winzige Abenteuer des Schiffs, der Bahn, der nächtlichen Ankunft daheim entzückte sie, die doch Größeres kannte. Mitten darin überfiel sie ein Schreck. Denn da unten stand der Mann, der sie liebte. O, wie kalt war sie! „Aber Liebe rächt sich,“ dachte sie flüchtig und erbebte, „die unerwiderte bringt Gram!“

Ein jähes Angstgefühl überkam sie, Sehnsucht nach dem Freunde, weil sie sich plötzlich schwach fühlte. Sie wollte seinen Namen rufen, so, dass er zu ihr gestürzt, mit ihr gegangen wäre — da zitterte das Schiff, es löste sich vom Steg, das Wasser rauschte fröhlich auf, und es entführte sie dem Liebenden.

(Schluß folgt).